

Unverkäufliche Leseprobe



Peter Thorau
Lawrence von Arabien
Ein Mann und seine Zeit

224 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-60627-4

T. E. Lawrence und «Lawrence von Arabien» – Vom Mythos zum Menschen

Thomas Edward Lawrence zählt zu den bekanntesten und zugleich schillerndsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts. Vor allem in der anglophonen Welt genoß er schon kurz nach Ende des Ersten Weltkrieges fast mythisch überhöhte Heldenverehrung. Durch den Film «Lawrence of Arabia» von David Lean (1962) erlangte der britische Archäologe und Offizier schließlich weltweite Berühmtheit. Selbst diejenigen, die wenig über die Geschichte des Ersten Weltkrieges und des Vorderen Orients wissen, verbinden auch heute noch mit dem Namen «Lawrence von Arabien» zumindest die vage Vorstellung von einem kühnen Beduinenführer, von einem tapferen und selbstlosen Vorkämpfer für die Sache der Araber. Die Gestalt des jungen britischen Offiziers unter Beduinenkriegern, des unorthodoxen Guerillakämpfers im Dienste der arabischen Freiheit fasziniert heute wie damals – doch sie ist eine Kunstfigur.

Über Thomas Edward Lawrence, den Menschen hinter dem Mythos, ist in der breiten Öffentlichkeit hingegen weit weniger bekannt. Zwar ist die Zahl der über ihn publizierten Werke Legion, doch vermochten selbst wissenschaftliche Biographen sich vielfach dem Robin-Hood-Charme ihres Helden nicht ganz zu entziehen.

Lawrence' Ruhm gründet vor allem auf seiner Tätigkeit während des Ersten Weltkrieges als britischer Offizier bei den aufständischen Arabern im Hedschas sowie als Diplomat während der anschließenden Friedenskonferenzen in Paris und Kairo, in deren Rahmen man ihm maßgeblichen Anteil an der politischen Neuordnung des Nahen Ostens zuschrieb. Auch seine zahlreichen Biographen würdigen meist vor allem seine Leistungen in diesem Bereich.

Wegen seiner geringen Körpergröße von nur 1,65 m und seiner unehelichen Geburt eigentlich von einer Offizierslaufbahn ausgeschlossen, gelangte Lawrence aufgrund seiner als Archäologe in Syrien gewonnenen Orientkenntnisse bei Kriegsbeginn lediglich als Seiteneinsteiger im Rang eines Leutnants ins Hauptquartier des britischen Geheimdienstes in Kairo. Nicht zuletzt seiner ausgeprägten Fähigkeit zur Selbstdarstellung verdankte er seine rasche Karriere; nicht nur Zeitgenossen, sondern auch die Nachwelt ließen sich nur allzu leicht und gerne blenden von dem scharfsinnigen und scharfzüngigen jungen Mann.

Man beschrieb den im Herbst 1916 erstmals als Verbindungs-offizier zu den Aufständischen im Hedschas Geschickten rückblickend als Schlüsselfigur der «Arabischen Revolte», als großen Feldherrn, Erfinder des Guerillakrieges und Befreier der Araber vom «osmanischen Joch», ohne die ihm damit zugeschriebene Bedeutung kritisch zu hinterfragen. Während man ihn im Westen nach Kriegsende vor allem als Araberfreund wahrnahm, sahen und sehen ihn die Araber selber angesichts der Nachkriegsregelungen für den Nahen Osten als Verräter an der arabischen Sache. Damit werden jedoch letztlich beide Seiten den realen, nur sehr begrenzten Einflußmöglichkeiten Lawrence' nicht gerecht. Um seine tatsächlichen Handlungsspielräume und seine Bedeutung korrekt einschätzen zu können, muß man seine Tätigkeit im Kontext der Geschichte des Vorderen Orients vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg betrachten.

Eine Reduzierung Lawrence' auf die wenigen Jahre als Offizier und im diplomatischen Dienst würde seiner vielschichtigen, facettenreichen Persönlichkeit zudem in keiner Weise gerecht. Sein überwacher Geist, von seinen Aufgaben und den Mitmenschen eher gelangweilt und wenig ausgefüllt, gefiel sich zeitlebens in Rollenspielen und Kostümierungen. Er liebte die Herausforderung, in immer neue Charaktere zu schlüpfen, und genoß es, wenn die Umwelt seine Charade nicht durchschaute. Vielleicht hatte seine Liebe zum Vorderen Orient nicht zuletzt ihren tieferen Grund darin, daß ihm die Rolle eines Arabers unter Arabern körperlich und intellektuell endlich die ersehnte adäquate Aufgabe bot; es galt nicht nur, sich in einer lebens-

feindlichen Umwelt zu behaupten, sondern auch mit einer völlig fremden Sprache, Kultur und Lebensweise zurechtzukommen und sie in möglichst vollkommener Mimikry zu imitieren.

Doch allzuoft kam sein Geltungsdrang dem Streben nach Perfektionierung in die Quere; statt hinter der Larve zu verschwinden und mit der Rolle zu verschmelzen, verfiel Lawrence in Übertreibungen, sowohl das gewählte Kostüm wie die angeblich darin erbrachten Leistungen betreffend, und buhlte um die Gunst seines jeweiligen Publikums. Damit aber machte er sich zumindest in den Augen aufmerksamer Beobachter, wie etwa seines langjährigen Freundes und Offizierskameraden Colonel Richard Meinertzhagen, unglaublich – was allerdings in Meinertzhagens Fall der Sympathie keinen Abbruch tat. Unkritischere Zeitgenossen jedoch nahmen Lawrence' Auftritte für bare Münze und hatten dadurch einen nicht unerheblichen Anteil an der Entstehung des Lawrence-Mythos.

Seinen Ruhm als «Lawrence von Arabien» begründete der amerikanische Journalist Lowell Thomas mit seiner kurz nach Kriegsende in den Vereinigten Staaten und England gezeigten Unterhaltungsshow. Das daraus resultierende öffentliche Interesse an seiner Person und seine Bekanntheit, aber auch die darin zur Schau gestellte maßlose Übertreibung seiner Rolle, um die seine alten Weggefährten nur allzu genau wußten, machten die Rückkehr in ein normales Leben für Lawrence nahezu unmöglich. Depressionen, vielleicht auch wegen des neuerlichen Fehlens einer ausreichend fordernden Aufgabe für den ständig ruhelosen Intellekt, waren die Folge. Lawrence flüchtete in die Anonymität des einfachen Soldatenlebens und in die Schriftstellerei.

Und die eigentliche Begabung T. E. Lawrence' lag wohl auch auf schriftstellerischem Gebiet. Seine umfangreichste Arbeit, die «Sieben Säulen der Weisheit», von Lawrence als seine Kriegserinnerungen vermarktet, ist längst als literarisches Werk von Weltgeltung allgemein anerkannt. Daß Lawrence darüber hinaus als literarischer Übersetzer tätig wurde und in seinen späteren Jahren sowohl Homers «Odyssee» wie den französischen Roman «Le Gigantesque» von Adrien le Corbeau ins Englische übertrug, wissen hingegen nur wenige.

Aber auch seine überaus zahlreichen Briefe an Verwandte und Freunde zeugen, genauso wie die vielen von ihm während und nach dem Krieg abgefaßten Denkschriften, von sprachlicher Virtuosität und großem schriftstellerischen Talent. Bislang werden diese Texte meist einfach als Steinbruch zur Gewinnung von Informationen und Fakten über Lawrence benutzt, ohne zu realisieren, wie oft es sich dabei um literarische Kabinettstückchen aus seiner Feder handelt. Sie sind vielfach große Literatur – und wie alle Literatur von Welt-rang sind sie zu einem nicht unerheblichen Teil vor allem eines: fiktional. Deshalb müssen sie – will man sie als historische Quellen nutzen – genau und kritisch betrachtet werden, um den jeweiligen Wahrheitsgehalt herauszufiltern. Denn in allen Selbstaussagen und Selbstzeugnissen Lawrence', sogar in gewissem Maße in seinen offiziellen Lageberichten und Dossiers an seine Vorgesetzten während des Krieges, spricht letztlich der Literat und Schauspieler zu uns, der sein Publikum in seinem Sinne zu manipulieren sucht. Aussagen von Zeitgenossen eignen sich dabei nur bedingt als Korrektiv, sofern erkennbar ist, inwieweit sie selber der Lawrence-Legende aufgesessen sind. Auf dem Weg zum Menschen T. E. Lawrence hinter Maske und Mythos muß man dies stets mit berücksichtigen.

Der Vordere Orient unter osmanischer Herrschaft

Als Sultan Mehmed II. (1451–1481) nach vielwöchiger Belagerung und heftigen Kämpfen am späten Nachmittag des 29. Mai 1453 in das eroberte Konstantinopel einzog, hatte die Stadt bereits viel von ihrem einstigen Glanz verloren. Die Metropole am Goldenen Horn war damals nur noch ein Schatten ihrer selbst. Als Überbleibsel des Byzantinischen Kaiserreichs lag sie mit ihrem Umland zu diesem Zeitpunkt nur noch wie eine Insel inmitten des osmanischen Territoriums. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts nämlich hatten türkische Krieger die Meerenge an den Dardanellen überquert und auf der Halbinsel Gallipoli Fuß gefaßt. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten eroberten osmanische Truppen mit Thrakien das Hinterland Konstantinopels und damit weitgehend die letzten Reste des Byzantinischen Reiches und entrissen den zerstrittenen Fürstentümern der verschiedenen Balkanvölker – wie Serben, Bulgaren und Wallachen – große Gebiete. Vermutlich 1369 verlegte Sultan Murât I. (1362–1389) seine Residenz von dem kleinasiatischen Bursa auf europäischen Boden nach Adrianopel, das die Türken Edirne nannten.

Wenn nun Sultan Mehmed der Eroberer nach der Einnahme Konstantinopels die zwei Kontinente überspannende Metropole am Bosphorus zur neuen Hauptstadt erhob, zeigt dieser Schritt fast programmatisch die Hinwendung seines Reiches nach Westen. Ohne die Arrondierung ihres Territoriums in Anatolien aus den Augen zu verlieren, führten Mehmed II. und seine Nachfolger die Expansionspolitik auf dem Balkan energisch fort. Sultan Süleymân I., genannt «der Prchtige» (1520–1566), führte schließlich seine Truppen 1529 gar erstmals bis vor die Tore Wiens und besetzte das östliche Ungarn.

Damit war der größte Teil Südosteuropas unter osmanische Botmäßigkeit gebracht. Hier, in der westlichen Hälfte des Reiches, sollte bis Ende des 19. Jahrhunderts der Schwerpunkt der Herrschaft des «Erhabenen Staates» (*Devlet-i Âlîye*) liegen.

Daß die Eroberung und anschließende Inbesitznahme des Balkans relativ schnell vonstatten ging, lag nicht alleine an der Überlegenheit der osmanischen Heere. Hinzu kamen die Uneinigkeit ihrer christlichen Gegner und deren schwerwiegende Fehler auf dem Schlachtfeld. Noch wichtiger aber war, daß die neuen Herren von der unterworfenen Bevölkerung häufig nicht ungern akzeptiert, ja in Einzelfällen sogar begrüßt wurden. Da nach muslimischer Rechtsauffassung eroberte Gebiete nicht mehr Feindesland (*dār al-ḥarb*) waren, sondern zum «Land des Friedens» (*dār al-islām*) gehörten, behandelte man die Einwohner nicht wie besiegte Gegner, sondern als osmanische Untertanen. Politisch klug, legten die Sultane eine bemerkenswerte – im übrigen auch von der Religion vorgeschriebene – Toleranz an den Tag. Dadurch kehrten in den von endlosen Kriegen und Bürgerkriegen erschütterten und verwüsteten Landstrichen endlich wieder Ruhe und Ordnung ein. Handel und Gewerbe wurden gefördert, nicht zuletzt dadurch, daß die Osmanen weniger Abgaben erhoben als die früheren christlichen Feudalherren, seien es Byzantiner, Serben, Bulgaren oder andere.

Vorbei waren die Zeiten, in denen religiöse Minderheiten wie die Bogomilen verfolgt und mancherorts Griechisch-Orthodoxe von Katholiken unterdrückt worden waren. Ungehindert konnten die Nichtmuslime als Schutzbefohlene (*zimmī*) des Sultans ihren jeweiligen religiösen Kultus ausüben, solange sie nur die fällige Kopfsteuer zahlten. Gleichzeitig wurde ihnen die Rechtsprechung innerhalb ihrer Glaubensgemeinschaften zugestanden. Es war ihnen aber auch erlaubt, ihre Angelegenheiten bei einem islamischen Kadi vorzubringen. Gemessen an den damaligen Verhältnissen, nicht nur auf dem Balkan, sondern in fast ganz Europa, war das Osmanische Reich ein «Rechtsstaat».

Die Osmanen kämpften aber nicht nur gegen die verschiedenen christlichen Königreiche auf dem Balkan, sondern auch gegen ihre muslimischen Kontrahenten in Anatolien, die sie nach und nach

auszuschalten vermochten. Um das Jahr 1512 beherrschten die Osmanen schließlich Kleinasien etwa bis zu einer zwischen Adana im Süden und Trapezunt (heute Trabzon) am Schwarzen Meer verlaufenden Linie. Im gleichen Jahr gelangte Sultan Selīm I. Yavuz («der Strenge») in Konstantinopel an die Regierung. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern galt seine Aufmerksamkeit vor allem den östlichen Nachbarn bzw. Rivalen der Osmanen, nämlich den Reichen der Safawiden im Iran und der Mamlüken in Ägypten und Syrien. Im Frühjahr 1514 drang er in Ostanatolien auf safawidisches Gebiet vor und schlug im August des gleichen Jahres Schah Ismâil bei Çaldıran in der Nähe des Van-Sees vernichtend. Auch wenn er seinen Sieg wegen des bevorstehenden Winters nicht mehr ausnutzen konnte, war damit doch die von den schiitischen Herrschern des Iran ausgehende Bedrohung zunächst gebannt.

Darüber hinaus wurde Ostanatolien mit den wichtigen Handelsstädten Erzurum und Erzincan dem Reich dauerhaft einverleibt. 1516 schließlich eroberte Selīm I. die Gebiete am oberen Euphrat von Diyarbakır, Mardin und Bitlis bis hinunter nach Mosul und Kirkuk mit ihrer überwiegend kurdischen Bevölkerung. Bereits im Jahr zuvor hatte er das von den Mamlüken abhängige Fürstentum der Dulkadir in der Gegend von Malatya, Elbistan und Maraş eingenommen. Damit war der Weg nach Syrien frei. Bei Marğ Dābiq nördlich von Aleppo wurden die Mamlüken im August 1516 von den Osmanen geschlagen, die im Gegensatz zu ihren Widersachern bereits in erheblichem Umfang Feuerwaffen einsetzten. In raschem Siegeslauf eroberte Selīm I. nun Syrien (*Bilād aš-Šām*), zu dem man damals auch den Libanon und Palästina zählte. Aleppo, Damaskus, Jerusalem, Nablūs und andere Städte fielen im weiteren Verlauf des Jahres in die Hände des Siegers. Da die Mamlüken sich zu unterwerfen weigerten, fiel Selīm im Winter 1516/17 in Ägypten ein. Am 23. Januar 1517 kam es vor den Toren Kairos zur Entscheidungsschlacht. Im Kugelhaagel der osmanischen Feldgeschütze und Musketen wurden die Mamlüken abermals und nunmehr vernichtend geschlagen. Der letzte mamlükische Sultan Ṭūmān Bāy (1516–1517) wurde auf Selīms Geheiß an einem Kairiner Stadttor gehängt.

Der letzte abbasidische Kalif al-Mutawakkil III., der in Kairo ein politisch bedeutungsloses Schattendasein gefristet hatte, wurde von den Siegern nach Konstantinopel gebracht, wo sich seine Spur verliert. Als Herrscher des größten und mächtigsten islamischen Gemeinwesens seiner Zeit bedurfte der osmanische Sultan keines zusätzlichen religiösen Legitimationsspenders. Er hatte sich deshalb weder von al-Mutawakkil als Sultan anerkennen lassen, noch hatte er persönlich das Kalifat für sich beansprucht. Erst im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert sollten sich die osmanischen Sultane wieder auf diese erhabene Würde besinnen und nun den Titel eines Kalifen aus eigener Machtvollkommenheit bewußt führen, um ihre Vorrangstellung innerhalb der islamischen Welt zu betonen. Allerdings hatte sich Selîm von al-Mutawakkil vor dessen Deportation noch in Aleppo den Schutz über die heiligen Stätten Mekka und Medina auf der Arabischen Halbinsel übertragen lassen. Aber selbst dies wäre eigentlich nicht nötig gewesen, weil das vornehme Ehrenamt eines «Dieners der zwei heiligen Stätten» (*hadim al-haramayn*) vom letzten Mamlükensultan auf den Osmanenherrscher übergegangen war.

Mit der Eroberung durch Sultan Selîm war das Reich der Mamlüken untergegangen, das seit Mitte des 13. Jahrhunderts die Geschichte des Vorderen Orients maßgeblich kulturell geprägt und politisch bestimmt hatte. Diese Führungsrolle übernahmen nun die Osmanen, die Ägypten und Syrien für vier Jahrhunderte zu Provinzen ihres Reiches machten. Noch Mitte des 16. Jahrhunderts sollte Sultan Süleymân der Prächtige den Eroberungen seines Vaters diejenige des Zweistromlandes mit den wichtigen Städten Basra und Bagdad hinzufügen. Damit erstreckte sich das Osmanische Reich von Südosteuropa bis an die Grenzen des Sudan und bis zum Persischen Golf und umfaßte etwa ein Gebiet von der Größe ganz Westeuropas. Die damals erreichten Grenzen hatten im Nahen Osten mehr oder weniger bis zum Ersten Weltkrieg Bestand. Vor allem aber hatten die Sultane Selîm I. und Süleymân der Prächtige ihrem Reich die Kernlande der islamischen Welt erworben. Auf ihrem Gebiet lagen nunmehr die drei heiligsten Stätten des Islam: Mekka, Medina und Jerusalem. Damit war nicht zuletzt ein enormer Zuwachs an Prestige

verbunden, aus dem die Osmanen sogar noch am Vorabend des Ersten Weltkrieges Nutzen zu ziehen versuchten.

Die Zeichen der Zeit richtig deutend, hatte nämlich der Emir von Mekka und Medina seinen Sohn nach Kairo geschickt und Sultan Selīm die Oberhoheit über den Hedschas angetragen. Als äußeres und sinnfälliges Zeichen der Unterwerfung hatte er dem Osmanen die Schlüssel der Kaʿba überreichen lassen. Der Hedschas war im Vergleich zu den wohlhabenderen Provinzen Ägypten und Syrien zwar wirtschaftlich relativ unbedeutend und lag zudem militärisch gesehen ziemlich an der Peripherie des Reiches und seiner Interessen, dafür aber war seine religiöse Bedeutung um so größer. Sultan Selīm nahm daher das Angebot an und bestätigte den Lokalfürsten aus der altehrwürdigen Familie des Propheten, der Haschimiten (*Banū Hāšim*) in seinem Amt. Wegen seiner Abstammung von Mohammed trug er den Titel «Scherif» (*šarīf* = «edel»).

Auch wenn die osmanischen Sultane sich nie persönlich in den Hedschas begaben, noch gar die eigentlich jedem frommen Muslim einmal im Leben vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka und Medina unternahmen, kann dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie aus der Oberherrschaft über die heiligen Stätten und deren Versorgung sowie aus dem Schutz der Pilgerwege einen erheblichen Prestigegewinn innerhalb der islamischen Welt zogen und damit Herrschaftslegitimation erlangten. Diese Faktoren sollten für die osmanische Politik noch während des Ersten Weltkrieges von erheblicher Bedeutung sein.

Unter osmanischer Herrschaft konnten sich die Haschimiten als Emire (*amīr* = «Fürst») von Mekka behaupten. An den realen Machtverhältnissen im Hedschas änderte die Unterwerfung des Scherifen nur wenig. Die Osmanen verzichteten sowohl auf die Erhebung von Steuern als auch auf die Rekrutierung von Soldaten; für den Dienst in der professionellen Armee des Sultans wären die freiheitsliebenden und undisziplinierten Beduinen auch kaum brauchbar gewesen. Allerdings mußten die Haschimiten es hinnehmen, daß von nun an der Scherif vom Sultan in Konstantinopel ernannt wurde – und damit auch abgesetzt werden konnte. Außerdem mußten sie sich hinfort –

ohne genaue Abgrenzung der Kompetenzen – die Verwaltung und Regierung des Hedschas mit einem aus der fernen Hauptstadt entsandten Statthalter teilen. Solange der Scherif jedoch nicht an der Vorherrschaft des Sultans rüttelte und sich wohlgefällig verhielt, konnte er seine Autonomie innerhalb des Reichsverbandes weitgehend wahren. Für seine Treue gewährte ihm der Großherr im Gegenzug wirtschaftliche Unterstützung, etwa in Form von Geld und der im Hedschas dringend benötigten Getreidelieferungen sowie, falls erforderlich, militärischen Beistand.

Erst als die Sultane versuchten, ihre politische und militärische Präsenz zu verstärken und reale Macht auszuüben, kam es Mitte des 19. und vor allem Anfang des 20. Jahrhunderts zu erheblichen Spannungen mit dem Scherifen, der, um seine Unabhängigkeit fürchtend, schließlich 1916 offen gegen die Osmanen revoltierte.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck